

Leben im Wärmetauscher



Um Geschichten aus den Bergen erzählen zu können, müssen sich Erleben und Schreiben die Waage halten. Das ist einfacher, als es klingt – und die Angst vor einem Missverhältnis wächst, je länger man Geschichten erzählt.

Von Tom Dauer

Das Bachbett liegt trocken, und Kiesel – rund geschliffen, weiß, grau, dazwischen alle Schattierungen – stoßen klackend aneinander. Wie laut jeder Schritt ist, wenn es dunkel ist, kein Wind weht, kein Vogel zwitschert und kein Flugzeug fliegt! Die Almwiese steigen wir im Zickzack hinauf. Feuchte Grashalme streifen entlang des schmalen Spalts zwischen Socken und Hosenbein. An der Stirn, den Wangen, in der Lunge beißt kalte Luft. Atemhauch verfliegt im Schein der Stirnlampe. Ich mag diese frühen Zustiege: immer ähnlich und doch anders, und die Sinneseindrücke auch noch präsent, wenn sie längst verflogen sind.

Es ist fünf Uhr morgens. Die Füße rutschen auf feinem, festgebackenem Geröll, das hinauf zum Wandfuß führt. Über uns breitet sich ein Kalkmeer aus, massig und tausendmeterhoch. Graublau scheint es im Licht der Dämmerung. Ich kann die große Wand spüren. Ich habe sie, und sie mich, schon vor langer Zeit berührt. Diese Empfindung ist da, wenn ich am Berg bin. Und während ich schreibe, erwecke ich sie erneut. So wird und bleibt sie ein Teil von mir. Manchmal habe ich Angst, dass dies irgendwann einmal nicht mehr so sein könnte. Im dritten Sommer schleppen wir schwere Rucksäcke, beladen mit Seilen, Haken, Bohrmaschine, Akkus, zum Einstieg. Die Tage, an denen wir in unserem Projekt arbeiten können, sind selten. Es muss lange trocken gewesen sein. Dann erst verdunstet das Wasser, das aus Kaminen und Schluchten quillt. Schön ist die große Wand nicht. Ihre untere Hälfte ist waagrecht geschichtet wie ein Kalter Hund – ein geschichteter Schoko-Kekskuchen –, auf Absätzen wachsen Fichten und Latschen, auf breiten Bändern moosiges Gras. Darüber steilt sie sich auf: ein Gemäuer aus senkrechten Pfeilern, scharfen Graten, geschmirligten Platten, unübersichtlich, zerklüftet und ausladend. Ich war acht Jahre alt, als ich sie zum ersten Mal sah. Damals zeigte mein Vater hinauf in die steile Flucht, die mir nichts bedeutete, und sagte, er sei einmal dort oben gewesen, hinaufgeklettert mit einem Freund, bevor Regen sie zum Rückzug bewog.

Bis heute wacht Tom Dauer mitten in der Nacht auf und denkt daran, dass sich dort oben in der Wand ein Weg im Nichts verliert. Sein Herz beginnt dann schneller zu schlagen.

Foto: Tom Dauer

fear

of

Mein Vater lehrte mich sehr vieles am Berg, obwohl die Touren mit ihm selten waren. Seine Arbeit führte ihn oft über Monate hinweg in Länder, nach denen ich lange in meinem Schulatlas suchen musste. Er nahm dort Luftzerlegungsanlagen in Betrieb. Während er am anderen Ende der Welt mit atmosphärischen Gasen, ihrer Verflüssigung und Fraktionierung beschäftigt war, wuchs ich zwischen München und den Bayerischen Alpen auf, fand Freunde und Gleichgesinnte, mit denen ich dort unterwegs war, wo er Jahrzehnte zuvor geklettert war, sich gefürchtet und gefreut und von wo es ihn irgendwann weggezogen hatte. Über die Gipfel, auf denen ich stand, und die ich sah, spannte sich ein Netz aus Erinnerungen, das mich mit dem Gebirge verbindet und mit ihm.

Umso schöner waren die wenigen Tage, die wir gemeinsam in den Bergen verbrachten. Einmal wanderten wir unter der großen Wand entlang, und in den Tagen zuvor hatte ich eine berufliche Entscheidung getroffen. Statt die Bergführerausbildung fortzusetzen, würde ich eine Journalistenschule besuchen. Ich wollte versuchen, über das Klettern und Bergsteigen, über Reisen und Expeditionen zu schreiben und davon zu leben. Vor 35 Jahren war das eine ungewöhnliche Idee. In der Schule galt ich als sonderbar, weil ich nicht mit den anderen ins Freibad, sondern in den Klettergarten radelte. Menschen gingen noch nicht in Funktionsjacken und Trailrunningsschuhen zum Bäcker. Autohersteller, Banken und Versicherungen warben mit ihren Leistungen statt mit Motiven aus dem Yosemite Valley oder den Stubaier Alpen. Und als ich einer großen Tageszeitung einen Text über die noch junge Disziplin des Sportkletterns anbot, die ja auch eine gesellschaftliche Entwicklung spiegelte, wies mich die Redakteurin unwirsch ab: Die Zeiten eines Luis Trenker seien längst vorbei. Ich glaubte dennoch daran, dass es Menschen gab, die sich für Geschichten aus den Bergen interessierten. Aber ich fragte mich auch, ob es möglich sein würde, die Symbiose aus Bergen und Reisen, das nomadische Lebensgefühl, die kleine und kreative internationale Kletterszene, alpinistische Abenteuer, das Erleben anderer zu schildern und zugleich selbst noch ebendies zu leben. Die Quelle, aus der ich Freude und schöpferische Kraft gewann, wollte ich nicht versiegen lassen.

Als wir vor der großen Wand in der Wiese lagen, mein Vater auf einem langen Grashalm kauend, er hatte in den Bergen immer einen Grashalm im Mundwinkel, da sagte er, das eine schließe das andere nicht aus. Es gebe im Leben nicht nur entweder-oder. Man könne Dinge tun und über sie schreiben und im besten Falle bestärke das eine das andere. Wie ein Wärmetauscher, der thermische Energie von Stoff zu Stoff übertrage. Weil mein Vater als Ingenieur das Leben derart nüchtern betrachten konnte, sitze ich nun an meinem Laptop und erzähle: dass sich der Fels an einem Hochsommertag kalt anfühlt wie eine Tiefkühlpizza. Alle paar Meter kreise ich meine Arme, damit Blut in die Fingerspitzenkapillare zirkuliert. Was ich mache, hat mit Bewegungsästhetik nichts zu tun. Tapsen nach abschüssigen Griffen, Füße auf brüchige Leisten zittern. Die Bohrhaken, die wir schon gesetzt haben, sind Rettungsinseln – einhängen, fixieren, durchatmen. Ein Blick hinauf: Die nächsten Meter sind immer die furchterregendsten.

Der Mund ist ausgetrocknet, die Kehle wie zugeschnürt, im Bauch regiert Unwohlsein. Die Angst des Mochtgehrenhelden vor seiner Prüfung.

Gegen 14 Uhr, nach 26 Seillängen, erreichen wir unseren letzten Umkehrpunkt. Vier weitere Längen schonen uns mit leichter Kletterei. Dann stehen wir am Beginn der Headwall, die gut 300 Meter hoch zum Gratausstieg führt. Endlich. Doch unsere Hoffnung zerbröselte, genau wie der gelbsplittige Schotterhaufen über uns. Freie, kühne Kletterei. An festen, steilen Strukturen. Warmer, griffiger Wettersteinkalk. Ein barocker Pfeiler. So hat der Weiterweg aus der Ferne ausgesehen. Aus der Nähe entpuppt sich der Wandabschnitt als erdmittelalterliche Ruine. Unsere Idee ist ein steingewordener Altraum. Die Schlepperei, das Fürchten, Schwitzen, Frieren, Gewitter, Sturzbäche, Steinerschlag – und alles umsonst? Ralf will es nicht glauben und klettert vom Standplatz aus eine feine Rissspur entlang. Zwei Meter über mir setzt er einen Bohrhaken. Dann gibt er auf. Schon lange bevor wir unser erstes gemeinsames Projekt angingen, hatte ich von Ralf Sussmann gehört. Einige seiner Erstbegehungen zählen zu den großen modernen Linien im Karwendel. Zusammengeführt hatte uns der Zufall. Ohne vom jeweils anderen zu wissen, ein paar Stunden zeitversetzt, waren wir am selben Tag im Juni aufgestiegen, durch das Bachbett, über die Wiesen und den Schuttkegel, um mögliche Linien in der großen Wand zu finden. Am Nachmittag fand Ralf meine Spuren im Geröll und wunderte sich, wer noch an den Wandfuß gekommen war. Ein paar Tage später, nach einigen Anrufen und E-Mails, löste sich das Rätsel. Ralf meldete sich bei mir. Wir interpretierten den Zufall als Zeichen und schlossen uns zu einer Seilschaft zusammen.

Ein paar Monate nach unseren ersten Klettertagen schlug mir der Redakteur einer Alpinzeitschrift vor, jemanden zu porträtieren, der für das Thema „Verzicht“ stünde. Ich dachte an Ralf. Als er in München studierte, hängte er benutzte Teebeutel an der Wäscheleine auf, um sie zu trocknen und ein zweites Mal zu benutzen. Geld war knapp, und er sparte es für die Wochenendausflüge ins Gebirge. Seine Eltern, erzählte Ralf, hätten ihn gelehrt, ein in der Ferne liegendes Ziel nie zugunsten schnellen Gewinns zu gefährden. Diesem Leitsatz blieb er treu, als Physiker, Cellist, Alpinist, Ehemann und Vater. Während ich Ralfs Porträt schrieb, mischten sich seine Erinnerungen, Gedanken und Gefühle, Erfahrungen und Erlebnisse mit meinen eigenen. Manchmal denke ich, ich sollte zu meinen Gesprächspartnern größere professionelle Distanz wahren. Doch wie soll das gehen, wenn sie gleichzeitig Freunde sind, Seilpartner, Brüder und Schwestern im Geiste?

Heute weiß ich, dass mein Vater recht hatte: Das alpine Schreiben setzt mein Bergleben fort, und das Bergleben gibt mir die Kraft zu schreiben. Ich erzähle von Dingen und Menschen, von denen ich behaupten kann, dass ich sie kenne und verstehe. Andere berichten am Küchentisch von ihren Abenteuern, an der Kneipentheke, am Lagerfeuer oder auf ihren Instagram-Accounts. Ich schreibe sie auf, und während des Schreibens werden aus einer Erfahrung zwei – die eigentliche, die gelebte, und die auf Papier. So war es immer schon: Heldensagen, Mythen und Legenden werden am Berg geboren, aber erst in



Tom Dauer ist Kletterer, Geschichtenerzähler und Regisseur.

den Nachwehen der Erinnerung werden sie groß und eigenständig. Das Bergsteigen setzt sich in den Köpfen der Bergsteiger fort. Das Geschehene gewinnt, vielfach gefiltert, ein Eigenleben. Bergsteigen bedeutet, Geschichten zu erzählen. Ich bin ein Bergsteiger-Geschichtenerzähler. Und ein Bergsteiger-geschichten-Erzähler.

Es hat viele Jahre gedauert, um zwischen diesen beiden Polen das richtige Maß zu finden. Viel bergzusteigen bedeutet, viel zu erleben, aber mit einem permanenten Minus auf dem Konto zurecht kommen zu müssen. Viel zu schreiben bedeutet, Rechnungen bezahlen zu können, führt aber auch zu Bandscheibenvorfall und seelischem Ungleichgewicht. Es gehört zur Kunst des Autorentaseins, tätiges und betrachtendes Leben in der Waage zu halten. Seltsamerweise wird meine Angst, dass mir dies nicht mehr gelingen könnte, nicht kleiner, sondern größer. Ich denke nicht, dass dies mit dem Älterwerden zu tun hat. Freilich: Die Fingergelenke werden arthritisch, die Supraspinatussehne zwickelt und das Knie schon lange. Irgendwann will ein Körper nicht mehr so, wie sich der Geist das vorstellt. Aber das ist nicht das Problem. Man wäre ein Narr, glaubte man, biologischer Unausweichlichkeit trotzen zu können. Mit den Jahren verändert sich aber nicht nur die Physis. Auch die Qualia werden andere, jene subjektiven Empfindungen, die nur verstehen kann, wer sie selbst gesehen, gehört, gerochen, begriffen hat. Das Unterwegssein bringt sie hervor, sie sind ebenso befriedigend wie flüchtig, weshalb man sie wieder und wieder sucht, um sie nicht zu vergessen, um sie rekapitulieren zu können – die Unruhe am Vorabend einer schwierigen Unternehmung, das Ausgesetztsein in Unwirtlichkeit, die Freude über eine glückliche Wiederkehr –, jene Empfindungen also werden anders und weniger werden. Werde ich dann noch verstehen, was mir immer wichtig war? Nicht mehr erleben zu können, was ich erzählen will, ist meine größte Angst. Sie beunruhigt mich viel mehr als die Frage, wie viel Zeit ich für wie viele Höhenmeter brauche, wie hoch mein Puls ist oder ob ich noch einmal im IX. Grad werde klettern können. Aus eigenem Erleben auf das anderer schließen zu können, es zu verstehen, neugierig zu bleiben, die Träume und Ideen anderer, junger Alpinistinnen und Alpinisten teilen zu dürfen, ihnen zuzuhören, ihre Geschichten zu erzählen – das wird eine immer größere Herausforderung werden. Und ich weiß nicht, ob sie allein mit gutem Willen zu meistern ist.

Drei Sommer lang hofften Ralf und ich, einen eigenen Weg durch die große Wand finden zu dürfen, zwischen Platten und Rissen und Überhängen hindurch, die vor Jahrmillionen noch ein Riff bildeten, von der Brandung umspült, bevor es aufgehoben, verbogen und gequetscht wurde, so viele Ereignisse, so viele Zufälle, bis ein Mensch einen Klemmkeil legt und daran vorbeiklettert und die Angst vor einem Sturz im Bauch keimen spürt. Unser Weg entpuppte sich als Sackgasse. Ernüchert seilten wir ab, ohne zu wissen, ob wir je wieder an diesen Punkt zurückkehren werden, den zu erreichen uns viel Mühe gekostet und viele Erlebnisse beschert hat. Bis heute wache ich mitten in der Nacht auf und denke daran, dass sich dort oben in der Wand ein Weg im Nichts verliert. Mein Herz beginnt dann schneller zu schlagen. Ich bin froh, dass ich es spüre. ■

„Heute weiß ich, dass mein Vater recht hatte: Das alpine Schreiben setzt mein Bergleben fort, und das Bergleben gibt mir die Kraft zu schreiben.“

